

ZEIT MAGAZIN

Von Norwegen bis Georgien:
Ein Roadtrip entlang des neuen Eisernen Vorhangs





WO DIE WELT SICH TEILT

Ein russischer Wachturm, fotografiert vom estnischen Narwa aus

Seit Russland die Ukraine angreift, verläuft mitten durch Europa wieder ein Eiserner Vorhang. Unser Reporter ist ihn entlanggereist, von Norwegen bis nach Georgien. Er traf auf alte Menschen, die eine Wiederholung der Geschichte fürchten. Auf Spätaussiedler, die zurück nach Russland ziehen. Und auf Kinder, die schießen lernen



Ein polnisches Strandbad nahe der Grenze zu Belarus

ES gebe, sagt der Gefreite Viljar Hanssen, ein paar Regeln an der Grenze. Für einen Soldaten wie ihn. Und für Wanderer, die es an diesen entlegenen Ort verschlage. Wenn dein Hund wegrennt, lauf ihm nicht hinterher.

Wirf keinen Stein.

Fotografier nicht die Soldaten auf der anderen Seite.

Mach keine abfälligen Gesten.

Pinkle niemals in Richtung Russland.

»Eigentlich ist es nicht kompliziert«, sagt Hanssen. »Trotzdem habe ich manchmal Angst, einen Fehler zu machen. Oder etwas zu übersehen.«

Seit elf Monaten tut der Gefreite Hanssen mit drei Kollegen Dienst auf *Observation Post 16* der norwegischen Armee im äußersten Norden Europas, wo der Kontinent felsig ins Polarmeer ausfranst. Mit Funkgerät, Fernglas und einem Sturmgewehr der Firma Heckler & Koch sitzt Hanssen sechs Stunden am Tag auf einem hölzernen Wachturm. So auch jetzt, an einem Morgen im Sommer 2023. Unter ihm eine karge Landschaft aus Stein und krüppeligen Birken. Keine Stadt, nirgends Straßen, nur Wind und Weite, durch die hin und wieder Rentiere ziehen. Wie leicht käme man auf die Idee, der Gefreite Hanssen sei am friedlichsten Flecken der Erde stationiert, würden nicht 50 Meter entfernt Grenzpflocke zwischen den Bäumen stehen. Wenn Hanssen auf dem Wachturm sitzt, weiß er in seinem Rücken den Westen, Norwegen, die Nato. Vor sich hat er den Osten, Russland. Auch dort steht ein Turm. Auch dort sitzt jemand.

Hanssen hat ein weiches Gesicht, warme braune Augen und struweliges Haar. Er spricht, als habe er Sorge, er könnte auch verbal einen falschen Schritt tun. Hanssen ist 19 Jahre alt und, stellvertretend für die ganze Welt, an einen gefährlichen Punkt geraten. Er stammt von den Lofoten, seine Eltern sind dort Lehrer, sie teilen sich die Arbeit an einer Dorfschule. »Wir wohnen direkt am Waldrand«, sagt Hanssen, seine Familie wisse Abgelegenheit zu schätzen, »die Winter verbringen wir auf Skiern«.

In Norwegen gilt die Wehrpflicht. Als Hanssen vor zwei Jahren gemustert wurde, mitten in der Pandemie, bewarb er sich für einen Posten möglichst hoch im Norden, gern an der Grenze zu Russland. Er sah sich Schneemobil fahren, auf Ski-Patrouille gehen, weit weg von allem. Dann fiel Wladimir Putins Armee



Eine Strecke von 4000 Kilometern. Rot die Orte, die der Reporter besuchte

in der Ukraine ein, und als Hanssen im vergangenen Sommer eingezogen und an die Grenze beordert wurde, war es dort wirklich ruhig, aber auf eine unheimliche Art. »Meine Eltern hatten Tränen in den Augen, und meine Freunde meinten, ich könnte in einem Panzer verbrennen.«

Die Tage und Nächte auf *Observation Post 16* vergehen in einer Stille, die Hanssen irritiert, weil sie in seltsamem Kontrast zu den Nachrichten steht. Jeden Morgen mischt er sich einen Löffel Fischöl ins Blaubeermüsli, Vitamin D gegen Langeweile und Müdigkeit. Im Wechsel mit seinen Kameraden wacht er, schläft in einer Hütte am Fuße des Turms, stemmt Hanteln, kocht Nudeln aus der Vorratskammer. Sein Handy musste er in einer Kaserne abgeben. Kein Instagram, kein Snapchat, kein TikTok soll seine Aufmerksamkeit stören. In der Hütte gibt es nur ein Radio und ein Fernsehgerät. »Mein Telefon fehlt mir hier am meisten«, sagt Hanssen. »Die Möglichkeit, mal zu Hause anzurufen.«

Viljar Hanssen, geboren 2003, eben noch Kind, erlebt seine persönliche Zeitenwende. Er weiß, dass er vom Turm aus auf die Kola-Halbinsel blickt, militärisches Sperrgebiet, Stützpunkt russischer Atom-U-Boote, die vermutlich am dichtesten mit Nuklearwaffen bestückte Region der Welt. Dorthin muss er schauen und zugleich darauf achten, dass nichts und niemand in seinem Rücken Russland unnötig reizt, kein orientierungsloser Wanderer und kein Wildpinkler.

»Man wird hier schnell erwachsen«, sagt Hanssen.

Darum sei eine große Frage an ihn erlaubt, eine, die wir auf dieser Reise immer wieder stellen wollen: Wie wird seine Zukunft, wie wird die Welt in fünf Jahren aussehen?

»Als Soldat muss ich in Worst-Case-Szenarios denken«, antwortet der junge Mann im Norden Norwegens. »Und das wäre, dass Putin den Knopf drückt.«

Ein neuer Eiserner Vorhang verläuft durch Europa. Erneut teilt sich die Welt in zwei Blöcke. Junge Menschen wie der Gefreite Hanssen erleben das zum ersten Mal. Für die älteren scheint sich Geschichte zu wiederholen. Deshalb ist auch der Begriff wieder da: Eiserner Vorhang.

Auf einer Landkarte, wo alle Staaten akkurat voneinander getrennt und oft nur leere Flächen sind, könnte wohl jeder von uns die neue Trennlinie einzeichnen. Sie ver-

läufe entlang der Grenzen zu Russland und Weißrussland, und leicht ließe sich glauben, dort stehe tatsächlich ein stählernes Ding oder eine Mauer wie einst in Berlin. So ist es aber nicht. Der alte Eiserner Vorhang wuchs nach einem Weltkrieg, aus Ruinen. Der neue schließt sich nach drei Jahrzehnten des Friedens, oder einer Illusion von Frieden, und er hat sich noch kaum materialisiert. Aus der Nähe betrachtet stehen in Norwegen nur Pfähle zwischen Felsen und Birken. Die Trennung der Welt ist bislang vor allem administrativ vollzogen. Da sind gekappte Finanzströme, stillgelegter Warenverkehr, ruhende Städtepartnerschaften und wiedererwachte Ängste.

Was heißt es, in dieser Zeit, an dieser globalen Bruchkante zu leben? Wie sieht der Alltag der Menschen aus, die auf Landkarten unsichtbar bleiben?

Das gilt es herauszufinden, auf einer Expedition entlang der Grenze zu Russland. Durch Norwegen, Finnland, Estland, Lettland, Litauen, Polen und die Ukraine bis nach Georgien. Per Bus, im Zug und mit dem Auto wollen wir fahren. Wir, das ist anfangs der finnische Fotograf Jonathan Terlinden, und das bin ich, ein Reporter aus Deutschland. Eine weite Reise steht an. Der Sommer wird nicht ewig währen. Zeit, aufzubrechen.

Die nördlichste Stadt der westlichen Welt heißt Kirkenes, sie liegt am Ende eines tief eingeschnittenen Fjordes der Barentssee. Ihren Namen würde kaum jemand kennen, wenn der Hafen nicht weitgehend eisfrei wäre – wie der von Murmansk jenseits der Grenze. Möwen schreien, Schiffsdiesel wummern. Keine Altstadt, nichts norwegisch Heimeliges fängt den Blick.

Dass Kirkenes schmucklos wie ein überdimensioniertes Schulzentrum wirkt, hat nicht nur damit zu tun, dass es sich für die 3400 Einwohnerinnen und Einwohner kaum lohnt, ihren Ort für die wenigen Sommerwochen im Jahr herauszuputzen. Schon einmal war Kirkenes Frontstadt, während des Zweiten Weltkriegs wurde nur Malta öfter bombardiert. Zuerst fielen die Deutschen ein, wegen der Erzvorkommen und um Murmansk zu erobern. Dann schlug die Rote Armee zurück. Als die Nazis 1944 abzogen, setzten sie die Stadt in Brand. Am Ende standen noch 20 Häuser.

Schon im ersten Land der Reise wird klar, wie heikel, wie vermessen es ist, aus-

gerechnet als Deutscher nach dem Verhältnis zu Russland zu fragen. Denn der neue Eiserner Vorhang verläuft entlang der alten Weltkriegsnarbe, die wir Deutschen zurückgelassen haben.

Als die Wehrmacht aus Kirkenes vertrieben war, wurde in einem nahen Dorf ein Junge geboren, der nun gegenüber der Schule von Kirkenes die Tür zur Fjellhallen, zur Fels-halle, aufschließt. Aus dem Kind ist ein alter Mann geworden, kompakt und kahlköpfig. Willy Bangsund ist so alt wie der Frieden in Europa. Er spricht mit heller Stimme und so schnell wie jemand, der eine Botschaft loswerden will. »Meine Eltern meinten immer: Du bist unser Befreiungs-Baby«, sagt er. »Sie waren froh, als die Russen kamen. Diese Dankbarkeit hat mich geprägt.«

Bis heute erinnert ein Denkmal über der Stadt an die »tapferen Sowjetsoldaten«. Im Zentrum sind die Straßen auch kyrillisch beschildert, nach wie vor. So findet sich in Kirkenes ein Gefühl, das man aus der Ferne nicht vermutet. Sind Russlands direkte Nachbarn nicht besonders alarmiert? Warben sie nicht schon früh für Skepsis und Abgrenzung?

Aus der Nähe betrachtet ist es komplizierter. Aus der Nähe betrachtet kämpft Willy Bangsund gerade um sein Lebenswerk.

Bangsund trainiert die jungen Ringer von Kirkenes, vor langer Zeit war er selbst Norwegens Juniorenmeister im Bantamgewicht. Dass viele Menschen ihn »Superman« nennen, hat seinen Grund jedoch darin, dass Bangsund ein grenzübergreifendes Wunder vollbrachte. Wie groß es war, versteht man, als er die Tür zur Fjellhallen aufstemmt: In den Granit unter der Stadt ist ein Atombunker gesprengt, eine Welt aus künstlichem Licht und schroffen Wänden. Ein Labyrinth, dessen größte Kammer die örtliche Sporthalle ist, sogar mit Tribüne.

In der unterirdischen Welt beginnt der alte Mann zu erzählen. Schon im Kalten Krieg veranstaltete er hier jeden Herbst einen Wettkampf für Kinder aus aller Welt. Weil Bangsund das norwegische Wort für Kinder benutzt, *barn*, klingen seine Erinnerungen besonders weich und liebevoll. »Sie kamen aus Russland, aus Usbekistan, Kasachstan, sogar aus dem Iran.« Die Gäste schliefen bei norwegischen Familien, es wurden Fotos gemacht, Freundschaften geschlossen, erste Küsse gewagt. Vor vier Jahren, sagt Bangsund, habe sogar Sergej Lawrow in der Sporthalle vorbeigeschaut.

Russlands Außenminister im Atombunker eines Nato-Landes. Bangsund findet nicht, er sei naiv gewesen. »Ich kann nicht sehen, was heute besser wäre«, sagt er.

Von den acht Ländern auf dieser Reise ist Norwegen das einzige, das in den zurückliegenden 120 Jahren weder Krieg mit Russland oder der Sowjetunion führte noch vom großen Nachbarn besetzt wurde. Der Grenzverlauf zwischen den beiden Staaten wurde erst 1826 festgeschrieben. Auch danach durften die in der Region ansässigen Samen frei nomadisieren. Die Finnmark, wie die Gegend um Kirkenes heißt, ist weit und leer.

Diese Leere könnte Norwegens geopolitisches Glück gewesen sein. Aber Leere bedeutet auch: Es fehlt an Menschen und Möglichkeiten. 1960 fuhren Fußballer aus Kirkenes auf einem Fischkutter nach Murmansk, um Mitspieler oder wenigstens Gegner zu finden. Sie wurden noch auf dem Meer verhaftet, verhört und zurückgeschickt. Ein Jahrzehnt später, als die Blöcke zaghaft Kontakt aufnahmen, gelangte Willy Bangsund mit der Delegation des Schwimmclubs auf die andere Seite des alten Eisernen Vorhangs. Kurz darauf lud er zum ersten Ringertreffen ein. Es kamen verdächtig viele Leute, außer Sportlern wohl auch Spione. »Wir haben alle Kämpfe verloren«, sagt Bangsund, »aber darum ging's ja: Wir wollten lernen!«

Schon auf einem Globus wirkt Russland riesig, von Kirkenes aus betrachtet ist es – fast alles. An Kreuzungen ist Murmansk öfter ausgeschildert als das rund 1500 Kilometer entfernte Oslo. Wer ins Theater oder zum Ballett wollte, fuhr ab 1989 ins Nachbarland. Das Kammerorchester von Kirkenes füllte seine Lücken mit Musikerinnen und Musikern aus Russland. Die Fußballer fanden Gegner.

Vorbei. Alles ruht. Dem Orchester fehlen: Alexander, Bratsche. Irina, Geige. Olga, Cello. Der junge Ringer Johannes, neun Jahre, 24 Kilo, Bangsunds große Hoffnung, findet in der ganzen Finnmark keinen Kontrahenten mehr. Manchmal erhält Willy Bangsund Nachrichten von drüben. Ein Trainer soll gefallen sein. Ein anderer wurde zu zehn Jahren Haft verurteilt, weil er gegen den Krieg protestierte. Sein Leben lang hat Willy Bangsund versucht, das Gute in Russland zu sehen. Auch noch 2015, als Verstörendes geschah: Mitten im Winter drängten 5000 Geflüchtete aus Syrien und dem Irak über den russischen

Grenzposten nach Kirkenes. Sie kamen wie aus dem Nichts, auf alten Fahrrädern. Der Übergang ist so abgelegen, dass er nicht zu Fuß benutzt werden darf, man könnte unterwegs erfrieren. Nun hatte Russland offensichtlich all die Menschen herbeigeschafft, um die kleine Stadt in Norwegen zu destabilisieren. Die Flüchtlinge kamen in der Turnhalle unter. Und Bangsund versuchte, ihnen das Ringen beizubringen.

Inzwischen ist auch Willy Bangsund, das Friedenskind, enttäuscht von Russland und von Sergej Lawrow, diesem falschen Freund. Aber im Fels unter der Stadt, in der Sporthalle, die jetzt zuallererst wieder Atombunker ist, klagt er auch die eigene Regierung in Oslo an. Für diesen Herbst wollte er wieder junge russische Ringer einladen. »Wir dürfen uns doch nicht aus den Augen verlieren, gerade jetzt nicht«, sagt Bangsund. Er ist gescheitert. Jede Förderung ist gestrichen, Norwegens Konsulat in Murmansk geschlossen, es ist praktisch unmöglich, ein Visum zu erhalten. »Dabei sind es Kinder«, sagt Bangsund. *Barn*.

Wie, glaubt er, wird die Welt in fünf Jahren aussehen?

»Ich hoffe, die jungen Leute haben dann ihre Besuche bei uns nicht vergessen.«

Von Näättämö im äußersten Norden Finnlands fährt ein Kleinbus in Richtung Süden, Linie J nach Ivalo. Der Fahrer heißt Kimmo, auf den ersten Kilometern sind wir allein mit einigen Paketen und Briefen, denn Kimmo liefert auch die Post aus. Kurvig führt die Straße vorbei an gletschergeschliffenen Felsen, an Kiefern und Seen, so harmonisch beieinander, als habe ein Bonsaigärtner mal groß denken dürfen. Lichthell wechselt mit Walddunkel. Hin und wieder eine Siedlung mit mehr Vokalen als Häusern.

Kaamanen.

Pikku-Peura.

Sikovuono.

Vaaranpää.

Den Namen nach könnte dies fast die Südsee sein. Und tatsächlich steuert Kimmo seinen Bus durch ein Ferienland, hält an Lodges und Zeltplätzen. Angler, Wanderer, Jäger steigen ein und aus. Fast geht uns die Konzentration verloren, unser Thema, denn etwas ist anders als in Norwegen. Nirgends ist eine russische Stadt ausgeschildert, als lägen kein Murmansk und kein Kowdor in der Nähe. An nahezu jeder Kreuzung biegt der Bus rechts ab,

nach Westen. In den Osten, Richtung Russland, führt die jeweils engere Straße. Niemand bringt einen dorthin. Also ein Auto mieten und über Schotter nach Arola, wo unmittelbar an der Grenze ein Hof steht, ein holzgetäfeltes Haus. Darin wohnen Helena und Eero Seppänen, ein Paar in seinen Siebzigern.

Ihr hat das lebenslange Melken der Kühe den Rücken gebeugt. Ihm hat die Zeit ein Adlergesicht geschliffen.

Sie hat Hecht und Kartoffeln gekocht. Er will von seiner Mutter Lempi erzählen, die womöglich einmal ihr Land gerettet hat.

Am 30. November 1939 war Lempi Seppänen 30 Jahre alt und lebte in dem Haus, in dem heute ihr Sohn wohnt. Zu jener Zeit hatte sie drei Töchter. Ihr Mann, ein Holzfäller, war für einige Tage fort, als um sieben Uhr morgens der Hund anschlug. Lempi ging hinaus. Sie wollte zur Scheune, Hafer holen, um den Kindern Grütze zu kochen. »Da sah sie am Waldrand Gestalten«, sagt Eero, der Sohn. »Mama hatte Glück. Am Abend zuvor war Schnee gefallen. Und die Soldaten, die aus den Bäumen traten, trugen dunkelgraue Mäntel.« Lempi wusste, wer da kam. Sie hatte 300 Meter Vorsprung, das ist bis heute die Entfernung zwischen Hof und Wald. Die Mutter packte die Mädchen, setzte sie auf einen Schlitten und rannte los, nach Westen. »Mama lief über Seen, die gerade erst zugefroren waren. Sie wusste nicht, ob das Eis schon tragen würde, aber es hielt. Sie war leichter als die Männer hinter ihr.« An jedem Haus, an dem Lempi Seppänen vorbeikam, schrie sie denselben Satz. Sie rief ihn auch, als sie das erste Dorf erreichte, wo ihr Satz sich rasend verbreitete und im Schulhaus ins einzige Telefon gesprochen wurde: »Die Russen kommen!«

Lempi Seppänen bezeugte damals den Beginn eines Ereignisses, für das es vier Monate später ein Wort gab und das Finnland bis heute prägt: Winterkrieg.

Adolf Hitler hatte Europa schon in den Krieg gestürzt, als im Herbst 1939 die Sowjetunion Teile Finnlands beanspruchte. Anders als Spanien, England oder Frankreich besaß Russland nie Kolonien in Übersee, stets wuchs es als zusammenhängendes Imperium, indem es direkte Nachbarn unterwarf. Auch Finnland war eine Zeit lang vom Zarenreich annektiert. Im Durcheinander der Oktoberrevolution erkämpften sich dann viele Völker die Freiheit. Doch



Eine helle Sommernacht im Norden Finnlands. Die Erinnerung an den »Winterkrieg« 1939 ist hier noch lebendig



Eero und Helena Seppänen leben direkt an der Grenze zu Russland

nun wollten die Sowjets ihren Einfluss wieder erweitern. Unter dem Vorwand, in Helsinki regierten »Faschisten«, die das nahe gelegene Leningrad überfallen könnten, erhoben sie Anspruch auf Finnlands Osten, Karelien. Mehr als 80 Jahre ist das her. Und klingt so aktuell.

Als Finnland sich in Verhandlungen weigerte, Land abzugeben, griff die Rote Armee an. In langen Konvois kam sie über die wenigen Straßen, schlecht ausgerüstet, falsch gekleidet, aber siegesgewiss. Beim Komponisten Dmitri Schostakowitsch hatten die Machthaber bereits eine Suite in Auftrag gegeben. Ihr Plan war, zu Josef Stalins Geburtstag – am 18. Dezember, drei Wochen später – in der Stadt Oulu an der Ostsee zu stehen. Zwei Divisionen brachen an der schmalsten Stelle Finnlands ein. Dort, wo der Hof der Seppänen steht. Der Verlauf der damaligen Kämpfe ähnelt ebenfalls dem, was heute in der Ukraine geschieht. Die Finnen, eigentlich unterlegen, sammelten sich in den Wäldern, jeder Baum war Versteck und Verbündeter. Auf Skiern und in weißen Schneeanzügen attackierten

sie die Panzerkonvois. Nicht weit von Lempi Seppänens Hof lagen auf einer Straße namens Raateentie schließlich Tausende Leichen russischer Soldaten, steif gefroren. Die Finnen gewannen den Krieg nicht, im März 1940 akzeptierten sie einen Friedensvertrag und verloren weite Teile Kareliens. Aber sie hatten den Durchmarsch verhindert und ihre Unabhängigkeit gerettet.

Wer es heute in Finnland an die Grenze schafft, begegnet dem Winterkrieg überall. Wanderwege führen vorbei an Schützengräben, sorgsam gepflegt und für jeden zugänglich. Vielerorts ragen Denkmäler aus den Wäldern. Einem einzelnen Soldaten namens Simo Häyhä wurden Bücher, Filme und ein ganzes Museum gewidmet. Dieser Häyhä gilt bis heute als erfolgreichster Scharfschütze der Welt, falls erfolgreich hier die passende Kategorie ist. Im Winterkrieg tötete er mehr als 500 Rotarmisten. Auf die Frage, was er fühlte, wenn er abzog, antwortete er später einmal: »Den Rückstoß.«

Die Raateentie-Straße ist eine Art Freizeitpark geworden, mit Kino und Café.

Der Betreiber hat sich die Kriegsjahre auf die Finger tätowiert, 1939 und 1940. Er verkauft Stahlhelme, Patronenhülsen, T-Shirts. Der Krieg hat hier Fanartikel. Dass die Finnen sich 1940 den deutschen Faschisten anschlossen, in der vergeblichen Hoffnung, Karelien zurückzuerobern, wird nicht so groß thematisiert.

Auch im jahrzehntelangen Frieden ist Finnland stets wehrhaft geblieben. Im Ernstfall kann die Regierung fast eine Million Soldaten und Reservisten mobilisieren, jeden fünften Bürger. Anders als Deutschland hat das Land nie seine Bunker dem Verfall preisgegeben. Allein in Helsinki kommen auf 630.000 Einwohnerinnen und Einwohner 900.000 Plätze in Schutzräumen, eine Stadt unter der Stadt. Und jetzt ist Finnland der Nato-Staat mit der längsten Außengrenze zu Russland geworden, 1340 Kilometer.

Im Haus der Seppänen am Waldrand hängt ein Foto von Lempi, die damals die Russen kommen sah. Streng schaut sie ins Zimmer. Sie bekam einen Orden, erhielt



Die Wälder sind zum Rückzugsraum für Bären geworden

1945 den Hof zurück und gebär dort ihren Sohn Eero. Der ging mit dem Vater auf Elchjagd, lernte wie jeder Junge in der Gegend Langlauf und erfuhr bald, dass Idyllen nicht zu trauen ist. Mit zwölf fand er im Wald ein Ding, das er für einen Kugelschreiber hielt. Es war eine Mine, deutsches Fabrikat. Sie zerriss seine linke Hand. Eero blieben Daumen und kleiner Finger, eine Art Zange. Beim Skilaufen konnte er den Stock nicht mehr halten. Beim Militär schickten sie ihn nach 99 Tagen weg.

Eero macht den Eindruck, er wäre gern länger Soldat gewesen. »Ohne Militär gäbe es uns nicht mehr«, sagt er. »Ich ziehe meinen Hut.«

Vor einer Weile hat das Paar aus seinem Hof eine Pension gemacht. Helena und Eero bieten ihren Gästen jetzt Bärenbeobachtung an. Sie legen Lachse aus und müssen nicht lange warten. Im Wald, auf russischer Seite, erstreckt sich eine 20 Kilometer tiefe Sperrzone, ein idealer Rückzugsraum für wilde Tiere. Die Finnen haben gerade erst begonnen, einen Zaun zu bauen. Er wird aus Teilstücken von insgesamt 200

Kilometer Länge bestehen und soll neuralgische Punkte schützen. Er würde keinem militärischen Überfall standhalten, könnte aber helfen, falls Russland wieder Migranten schickt. Vermutlich werden die Bären noch lange zu den Seppänens kommen, denn der Eiserne Vorhang ist in weiten Teilen eine grüne Grenze, hier und da mit Kameras, Drohnen und Sensoren überwacht. Die Seppänens haben ein Gewehr im Haus. Wie die Welt in fünf Jahren aussieht? Beide überlegen lange.

»Mir geht es besser, wenn ich von Tag zu Tag denke«, sagt Helena. Als der Fotograf Bilder macht, versteckt Eero seine linke Hand.

Abends in Suomussalmi, einer Gemeinde in einer Region, deren Einwohnerdichte niedriger ist als in der Mongolei. Sümpfe und Mücken. Auf fast jeder Kreuzung haben junge Autofahrer mit qualmenden Reifen schwarze Kreise gezogen, ihre Brandzeichen hinterlassen.

Auf einem Parkplatz neben dem Lebensmittelladen residiert Arttu, 21, stolz in seinem BMW.

»Schöne Felgen, oder?«, fragt er.

»Vor allem teure Felgen«, sagt Venni, seine Freundin.

Sie ist Krankenpflegerin, er Klempner. Nachts cruisen sie durch den Ort, »wir hängen rum, fahren weiter, hören Musik«. Weil Arttu neulich mit 102 km/h durchs Dorf bretterte, musste er den Führerschein abgeben. Jetzt chauffiert ihn ein Kumpel. Hin und wieder kommt ein anderes Auto und legt an Arttus BMW an, Fahrertür an Fahrertür, dann wird durchs offene Fenster gequatscht. Sitzen, reden, rauchen. Russland?

»Auf eine Art fürchte ich es, auf die andere ... hasse ich es«, sagt Arttu. »Und wie die Welt in fünf Jahren aussieht? Woher soll ich das wissen!«

Dann zeigt Arttu den Stinkefinger. Er zeigt ihn uns und zeigt ihn der ganzen Welt, die Menschen im Soldatenalter wieder klassifiziert, danach einordnet, was sie im Kriegsfall leisten könnten. Es ist so viel Vergangenheit in der Gegend, jetzt auch noch so viel offene Zukunft – doch Arttu und Venni wollen sich die Gegenwart



Der junge Finne Arttu sagt, er »fürchte und hasse« Russland. Gern cruist er mit Freunden durch den Ort Suomussalmi

nicht nehmen lassen, ihren Anspruch auf den Augenblick, das Recht der Jugend.

Die Insel ist klein, ihr Name könnte einem Kinderbuch entstammen: Säckilot. Sie gehört zum Archipel von Turku im Südwesten Finnlands, einem Schärenparadies in der Ostsee. Die Seekarten hier sind gesprenkelt mit 50.000 Inseln und Felsen. Nach dieser Zählung ist das Inselreich von Turku der größte Archipel der Welt. Es liegt 300 Kilometer von der russischen Grenze entfernt, die Menschen hier sprechen schon Schwedisch. Wer sich da wundert, warum Säckilot ein Wegpunkt auf unserer Reise ist, wird sich gleich gruseln.

Lassen wir Börje Öhman berichten. Öhman ist Fischer, 65, ein bulliger Typ. Die Nächte verbringt er auf See, die Tage verdöst er in seiner Fischbude namens Börjes Fisk im Hafenstädtchen Nagu. Lange lebte Öhman davon, seinen Fang an örtliche Restaurants und an Segler zu verkaufen, die durch die Schären kreuzten.

»Dann kamen die Russen«, sagt er.

Die neuen Besucher fuhren Motorjachten, registriert in St. Petersburg, der Metropole der Neureichen. Auf Beiboote schickten sie Personal an Land, das oft Öhmans ganze Auslage kaufen wollte. »Die zahlten mit 500-Euro-Scheinen. Anfangs hatte ich nie genug Wechselgeld«, sagt Öhman. »Und meine Stammkunden waren sauer.« In dem Konflikt war er nicht allein. Überall boten Russen hohe Summen für Sommerhäuser, für ganze Inseln. Die Finnen mussten sich entscheiden, ob sie sich ihre Idylle erhalten oder ob sie, neutral gesagt, dem Lauf der Welt folgen wollten. Ein wenig fühlten sich ihre Geschäfte sogar an wie ein Beitrag zur Völkerverständigung: Ankerte einst nicht auch die Jacht des russischen Zaren vor ihrer Küste? Und warum sollte das Archipel nicht zur Côte d'Azur des Nordens werden? Als der russische Geschäftsmann Pawel Melnikow mehrere Inseln kaufte, darunter Säckilot, sei das allen erst unverdächtig erschienen, erzählt der Fischer Öhman. Allerdings fuhren bald schwer beladene Schiffe die kleine Insel an. Unversehens war da ein Hubschrauberlandeplatz, waren da vermeintliche Saunen, groß wie Mannschaftsunterkünfte, waren da neun Stege, die weit ins Meer ragten. Melnikow behauptete, er schwimme nun mal gern von Steg zu Steg. Der finnische Staatsschutz wurde skeptisch und schaute sich russische Immobilienkäufe genauer an: Auffällig

viele lagen nah an Schifffahrtsrouten, Tiefseekabeln, Flughäfen, Truppenübungsplätzen. Man habe es wohl mit »strategischem Erwerb« zu tun, um im Falle einer Invasion Versorgungswege abschneiden und Truppen stationieren zu können. Allein an Säckilot führen drei Fährlinien vorbei, eine davon nach Stockholm.

Es reicht nicht mehr, in alten Frontverläufen zu denken.

Finnlands Regierung ließ Säckilot von 400 Polizisten durchsuchen, begründet mit dem Verdacht auf Geldwäsche. Sie entdeckten genügend Bargeld, um Melnikow anzuklagen. Hinweise auf Umsturzpläne fanden sich nicht.

»Bis heute ist Melnikow der Einzige, der die Wahrheit kennt«, sagt der Fischer Öhman. Säckilot steht derzeit zum Verkauf. Öhman hat keine Lust, uns zur Insel hinauszufahren, diesem Mahnmal der eigenen Leichtgläubigkeit. Auch der Besitzer des örtlichen Wassertaxis sagt, er habe keine Zeit, verspricht aber, einen Stellvertreter zu schicken, der schließlich einen wortkargen Vertreter entsendet, der mit uns einmal die Insel umrundet. Parabolantennen, Kameras, Baracken. Eine betonierte Bastion wie die Kommandozentrale eines Bond-Bösewichts. Nur dass dies die Realität ist.

Was hatte Börje Öhman in seiner Fischbude gesagt? »Putin wird nicht aufgeben, bis er gewonnen hat. Wenn die kleinen Waffen nicht reichen, wird er die großen nehmen.«

Putin, Putin, Putin. Falls sich Macht daran misst, wie oft der Name eines einzelnen Menschen fällt, dann ist Wladimir Putin der mächtigste Mann der Welt. Mag sein, dass er sein Kriegsglück überschätzt hat oder ein Putsch ihn beseitigt. Doch Putin besitzt nach wie vor Gewalt über die Worte unserer Gesprächspartner, wen auch immer wir fragen. Ein einzelner Mann und sein Machtzirkel halten die Gedanken so vieler Menschen in Geiselhaft.

Ursprünglich waren wir wegen eines Panzers nach Narwa, Estland, gereist. Wir, das sind ab jetzt die polnische Fotografin Natalia Kepesz und ich, der Reporter, im Baltikum angekommen, auf postsowjetischem Territorium.

In Narwa schnaufte und qualmte einst die Manufaktur Kreenholmi. Von einem Bremer Kaufmann gegründet, wurde sie rasch zu einer der größten Textilfabriken der Welt, später versorgte sie die Sowjetunion

mit Socken. Narwa liegt direkt an Estlands Grenze zu Russland, an einer uralten Kulturscheide. Am Grenzfluss, der die Textilfabrik mit Wasser speiste, stehen sich fotogen zwei mittelalterliche Trutzburgen gegenüber. Im Westen die von Dänen errichtete Hermannsfeste, im Osten die russische Burg Iwangorod.

Kaum vorstellbare 700 Jahre lang hatten die Esten unter fremden Herrschern gelebt, unter Deutschen, Dänen, Polen, Schweden, Russen, ehe sie 1918 unabhängig wurden. Diese Freiheit ging ihnen im Zweiten Weltkrieg wieder verloren, und in der Sowjetzeit wurde die Stadt Narwa russifiziert wie kaum ein anderer Ort in der UdSSR. Hier spielte Stalin sein Schicksalsspiel besonders gründlich, Ansiedeln, Umsiedeln, Auslöschen alter Identitäten. Was im Krieg zerstört worden war, wurde nicht wiederaufgebaut, sondern durch eine Reißbrettstadt aus Magistralen und Plattenbauten ersetzt. Im Zentrum wurde ein Lenin-Denkmal errichtet. Und am Fluss ein Panzer aufgestellt, der an die Ruhmesraten der Roten Armee erinnern sollte und jüngst zum Problem wurde.

Das heutige Russland ist von der Fläche her ein Fünftel kleiner als die UdSSR. Und statt fast 300 Millionen Einwohnerinnen und Einwohner wie einst die Sowjetunion zählt es weniger als 150 Millionen. Allerdings leben viele Russinnen und Russen in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion außerhalb Russlands. In Narwa sprechen mehr als 90 Prozent der Menschen Russisch statt Estnisch, 36 Prozent besitzen einen russischen Pass. Geopolitisch betrachtet gleicht die Stadt einem Stück Treibgut, zurückgeblieben nach einer Jahrhundertflut.

Als die estnische Regierung vor über einem Jahr beschloss, alle sowjetischen Denkmäler im Land abzubauen, weil die Mehrheit der Bevölkerung in Lenin-Büsten und Panzern keine Symbole der Befreiung, sondern der Besatzung sehe, war die Aufregung in Narwa groß. Würden so nicht wieder Identitäten ausgelöscht? War der Panzer nicht längst ein harmloses Stadtmöbel geworden? Über Jahrzehnte waren Kinder auf ihm herumgeklettert. Hochzeitspaare knoteten weiße Bänder ans Kanonenrohr, eine nicht allzu subtile Bitte um Fruchtbarkeit.

Nun sammelten sich vor dem Panzer Sowjet-Nostalgiker, Grablichter flackerten, Kränze wurden niedergelegt. Von der Burg Iwangorod schallte Propaganda herüber. Die internationale [→ S. 26]



Die finnische Schäreninsel Säckilot. Ein Russe kaufte und befestigte sie, der Geheimdienst sorgte sich vor einer Invasion





Deutsches Kriegsgerät auf einem Güterzug nahe Suwałki in Polen

Presse sah schon eine zweite Krim. Dieses Mal auf Nato-Boden.

Es kam anders. Eines Morgens im August 2022 sperrte die Polizei die Straßen und transportierte den Panzer ab. Ein Jahr später schwingen Angler am Grenzfluss ihre Ruten. Kinder springen ins Wasser und wagen sich bis zur Mitte hinaus. Die Cafés entlang des Ufers sind voll. Die Fotografin Natalia fängt heitere Bilder ein. Im Winter hat es in Narwa erstmals einen Weihnachtsmarkt gegeben, zehntausend Besucher kamen, Esten und ethnische Russen. Zwar grollen nach wie vor viele in der Stadt vor sich hin, aber im Estnischen Kulturinstitut gibt es mehr Anmeldungen für Sprachkurse als je zuvor. Die Leiterin sagt: Es sind die Frauen, die sich als Erste trauen.

Vielleicht lässt sich in Narwa lernen, dass es manchmal hilft, eine Entscheidung herbeizuführen, anstatt allzu lange allzu viele Fragen offenzulassen.

Noch etwas klärt sich in Narwa, das allerdings auf bedrückende Weise. Über den Fluss, in dem die Kinder schwimmen,

führt eine vergitterte Brücke, der Übergang nach Russland, Schleuse zwischen zwei politischen Blöcken. Die Zahl der Passagen ist um zwei Drittel zurückgegangen. Das bedeutet, dass sich weiterhin Silhouetten hinter den Gittern bewegen.

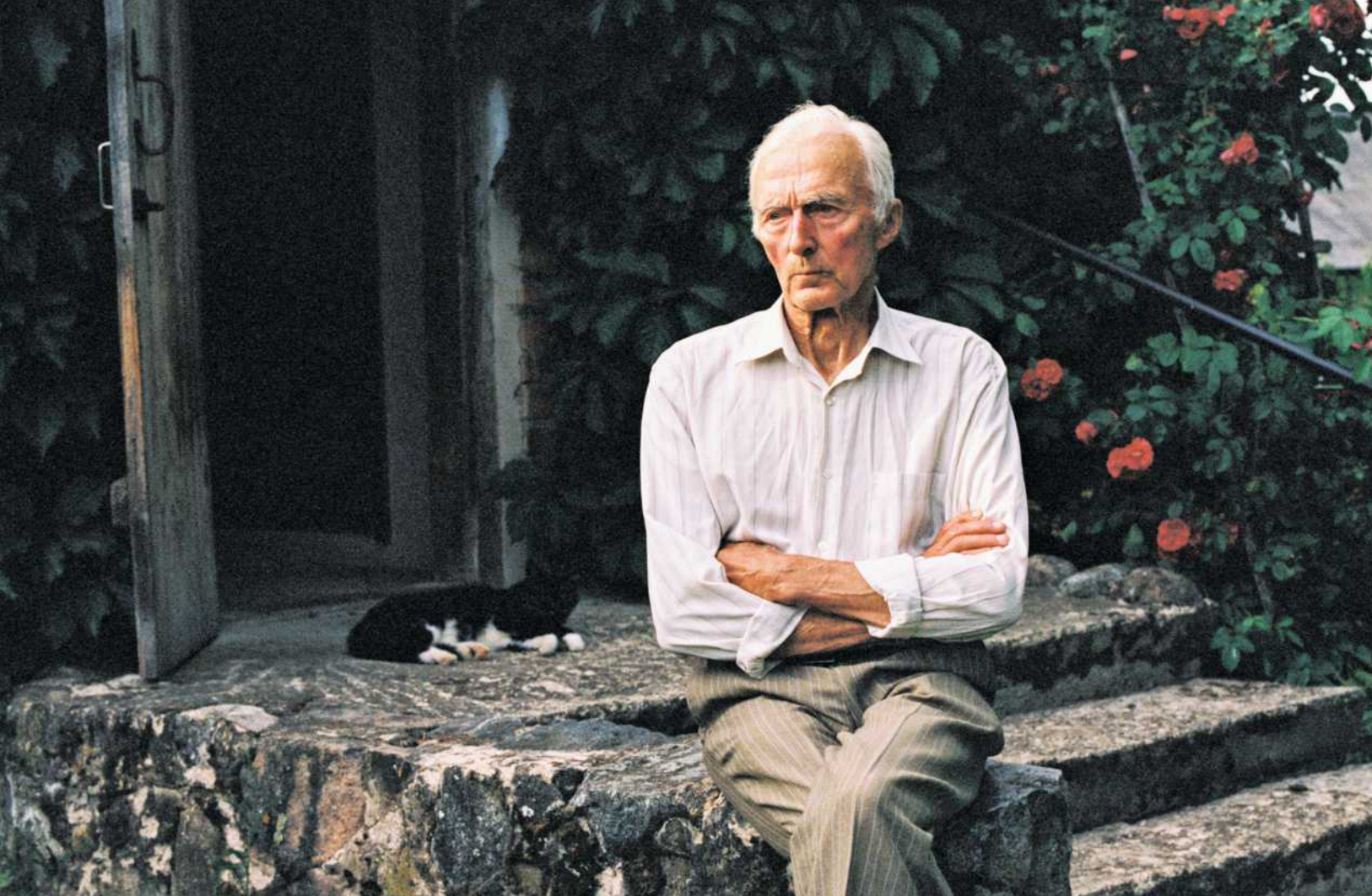
Wer kommt da? Und wer geht?

Pendler natürlich, Tagesbesucher, Menschen mit Verwandten auf der anderen Seite. Aber dann tritt durch das Gatter in den Westen: Nastja, 35, blass, zart, beladen mit Rucksack und einer Tasche, darin ihre Katze. Sie kommt aus St. Petersburg und geht für immer. Ihre ganze Familie sei gegen den Krieg, ihr Land nicht mehr ihres, sagt sie. In Russland hatte Nastja längst ein Leben, einen Beruf. Jetzt hat sie sich noch einmal an einer deutschen Universität eingeschrieben, um rauszukommen, wie auch ihre Schwester. Die Eltern zu Hause, zu müde, um zu folgen, verlieren gerade beide Töchter.

Auf ihrem Weg in die Stadt läuft Nastja an Menschen vorbei, die in die andere Richtung streben. Jeden Tag staut sich in Narwa eine Schlange von Autos, einige da-

von mit deutschen Kennzeichen. Moers, Düren, Germersheim. Es ist nicht einfach, mit den Wartenden ins Gespräch zu kommen. Viele sind um die fünfzig. Verschränkte Arme, skeptische Blicke, rasch fällt das Wort »Lügenpresse«. Hier warten Russlanddeutsche, Spätaussiedler, die vor einem halben Leben in die Bundesrepublik kamen und ihr nun den Rücken kehren, so viel verraten sie. Einigen war die Corona-Politik zu streng, anderen ist Deutschland zu lasch: »Einmal in der Woche 45 Minuten Sport in der Schule – das ist doch nicht normal!« Es geht auch ums Gendern, um Schwulenrechte und ukrainische Nazis. Ton und Themen gleichen denen in sozialen Netzwerken. Ein Mann sagt, er glaube keiner Zeitung mehr, nur seinem Neffen, »der ist Wagner-Söldner«. Der Westen habe keine Zukunft, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten sei Russland: »Die großen brands sind weg. Wir machen jetzt alles selbst!«

Dann springt die Ampel am Übergang auf Grün, die Autos fahren an, die Gespräche sind beendet.



Andrejs Ierags vor seinem Elternhaus in Lettland. Von hier wurde er als Kind nach Sibirien deportiert

Der Soziologe Steffen Mau hat in seinem 2021 erschienenen Buch *Sortiermaschinen* auf eine scheinbar widersprüchliche Entwicklung hingewiesen: Seit dem Zerfall der Sowjetunion und Jugoslawiens verliefen zwar faktisch mehr Grenzen durch Europa – trotzdem habe die »Zirkulation von Gütern, Kapital, Menschen« zugenommen. Für Staatsangehörige mit dem richtigen Pass waren die neuen Grenzen durchlässiger als die einstige, einzige zwischen Ost und West. Nur selten trennten Grenzen noch Ideologien, sie dienten dem »Zirkulationsmanagement«, auch während Corona. Auf einen Länderwechsel wies die meisten von uns allenfalls das Smartphone hin. Jetzt läuft die Entwicklung andersherum: Russland versucht, sich wieder Länder einzuverleiben. Dadurch würden Grenzen verschoben werden oder sogar verschwinden. Die Trennlinie, die bliebe, wäre unversöhnlich und undurchlässig. In Narwa ist zu spüren, wie sich etwas verschließt. Wer jetzt noch die Seiten wechselt, zählt zu den fest Entschlossenen. In einem der Autos aus Deutschland saß auf

der Rückbank allerdings ein Kind, vertieft in sein Handy. Alexander, blondes Stoppelhaar, zwölf Jahre alt, geboren in Deutschland, zur Schule gegangen in Deutschland, alle Freunde in Deutschland. Der Junge glaubte, es gehe in die Ferien.

Ein warmer Wind streicht über den Peipus-See im Osten Estlands, wiegt die Kiefern und trägt Kinderrufe durch den Wald. Wer sie nicht sieht, nur hört, wähnt sich in einem ganz normalen Ferienlager. Nadeln rascheln, Äste knacken, als eine kleine Horde durchs sandige Gelände läuft, auf Schnitzeljagd, auf der Suche nach Antworten zu Fragen, die jemand auf Zetteln an Bäume gepinnt hat:

Was umgibt dich?

Welche Farben siehst du?

Was bewegt sich?

Was hörst du?

Welche Stimmen gehören zur Natur?

Was ist menschengemacht?

Die Kinder im Wald tragen tiefgrüne Uniformen, Feldjägermützen, schwarze Stiefel. Sie sollen lernen, ihre Umgebung zu

lesen, Witterung aufzunehmen. Was ist menschengemacht?

Der Peipus-See, siebenmal größer als der Bodensee, ist ein Grenzgewässer. Seine östliche Hälfte gehört zu Russland. Am westlichen Ufer werden jeden Sommer Zelte errichtet, vom Kaitseliit, einem mehr als 100 Jahre alten paramilitärischen Freiwilligen-Verband. Der hat seinen Ursprung im estnischen Unabhängigkeitskrieg gegen das Zarenreich. Finanziert wird er vom Verteidigungsministerium. Oberbefehlshaber ist Estlands Staatspräsident. Der Kaitseliit unterhält Schießstände und Waffendepots mit Maschinenpistolen, Panzerfäusten, Mörsersgeschützen. Die Organisation hat 28.000 Mitglieder, seit zwei Jahren wächst die Zahl rasant, auch in den Jugendabteilungen. Die Jungen heißen Noored Kotkad, Junge Adler. Die Mädchen Kodutütred, Heimgattöchter.

Im Lager am Peipus-See beginnt jeder Tag mit einem Fahnenappell um acht Uhr. Zum Frühstück wird in Zweierreihen angetreten, ein Koch verteilt Buchweizengrütze. Dann folgt ein Programm, in dem

Freude und Ernst wechseln: Wanderungen, Wasserspiele, Volleyball, Erste Hilfe, Holzarbeiten, Schießen, Disco. Die Ausbilder rufen die Kinder mit Trillerpfeifen zusammen. Ihre Ansprachen beenden sie mit dem Ausruf: »Viel Stärke!«

Es ist schwer zu sagen, ob da noch Pfadfinder spielen oder schon Partisanen gedribelt werden. Überall auf der Welt lernen Kinder Empathie, hier üben sie Kämpfen. Überall versuchen Eltern, ihrem Nachwuchs Ängste zu nehmen, hier wird Wachsamkeit gelehrt. Überall sollen Mädchen und Jungen sie selbst sein, hier tragen sie Uniformen in XS.

Aus deutscher Perspektive muss das irritieren. Aus der Sicht eines Volkes, das Kriege nie begann und stets erlitt, stellt sich das anders dar. Wenige Tage nach Russlands Angriff auf die Ukraine waren in Estland Generatoren ausverkauft. Bürger erkundigten sich beim Kaitseliit nach Schießübungen, Trinkwassergewinnung und Trockennahrung. Etwas änderte sich auch im Alltag der Kinder, die nun am See sind.

Da ist Karl-Kristofer, zehn Jahre, ausrasierter Nacken, Augen wie ein Husky: »In meiner Schulklasse sagen alle, Putin hat Gehirnkrebs.«

Da ist Mirtel, elf, das Haar zu einem dicken Zopf geflochten: »Meine ganze Familie ist in der Organisation. Meine Mutter hat sich mal sehr um mich gesorgt. Ich war sieben und bin zu spät nach Hause gekommen. Da hat sie gesagt: Die Welt ist nicht nur gut, Mirtel, du musst auch mit dem Bösen rechnen.«

Da ist Anastasia, 16, rote Mähne, schwarz lackierte Fingernägel, die Jungs im Camp werfen ihr Blicke hinterher. Sie stammt aus Narwa. Ihre Eltern, die Onkel und Tanten sprechen Russisch und halten zu Russland. Anastasia sagt: »Krieg ist scheiße. Und Putin gehört die Ukraine doch gar nicht.« Sie sei hier, um Estnisch zu lernen. Sie wolle studieren und nach Amerika. Ein Mädchen in Uniform, das sich Frieden wünscht. Eine junge Frau, die sich ihrem kriegerischen Umfeld entzieht, indem sie in eine paramilitärische Truppe flieht.

Man sollte es als westeuropäisches Privileg begreifen, wenn man es leichter hat.

Am zweiten Tag schrillen wieder die Pfeifen durchs Lager. Die Ausbilder tragen dunkle Koffer herbei, wie Geigenkästen sehen sie aus. Darin liegen Luftgewehre. Zwischen den Bäumen stehen Kugelfang-

kästen wie beim Biathlon, auf dem Waldboden liegen Isomatten.

»Wer will schießen?«

Alle wollen. Jedes Kind bekommt fünf Patronen.

Karl-Kristofer trifft keinmal. Mirtel trifft dreimal. Anastasia trifft zweimal und ärgert sich ein bisschen.

Tallinn. Die Türme der Altstadt werden längst umringt von einem kleinen Manhattan, einer Moderne, wie es sie so nur im Osten des Westens gibt. Im Baltikum sind die Freiheitsplätze neu und die Helden Denkmäler jung, ausgeleuchtet mit LED. In Estlands Hauptstadt gleitet ein Lieferroboter durch die Straßen, am Bahnhof legen beinahe minütlich Überlandbusse ab, glänzend, pünktlich, als gelte es etwas zu beweisen.

Vier Stunden Fahrt in Richtung Riga. Das ganze Baltikum ist durchbeflaggt, auf den Kreisverkehren weht neben der jeweiligen Landesfahne das Banner der EU, Zugehörigkeitsbekenntnisse wie ein Ehering.

Die Bucht von Pärnu mit ihren Stränden. Das Flirren des Rigaischen Meerbusens, sichtbar bis zur Autobahn. Schließlich Riga, Lettlands Hauptstadt mit breiten Boulevards, ein kleines Wien, das an Wochenenden Ziel skandinavischer Safttouristen wird, eine bumslaute, grellbunte Junggesellenabschieds-Destination.

So werden auf dieser Reise aus Namen Bilder.

Andrejs Ierags hat schon auf uns gewartet. In Madona, zwei Autostunden von Riga entfernt, führt eine Lindenallee über Kopfsteinpflaster zu seinem entlegenen Hof. Dort steht er ganz am Ende und winkt uns heran, ein 86-jähriger, groß und gerade, elegant gekleidet mit Bügelfaltenhose, Hemd und Hut. Ein schöner Mann. Ein lettischer Clint Eastwood.

»Machen wir einen Spaziergang«, sagt er. Unter sengender Sonne führt Ierags uns über 15 Hektar Land. Er zeigt penibel gemähte Weiden. Einen Kartoffelacker, Bienenstöcke, Streuobstwiesen. Und Bäume, immer wieder Bäume. Hier ein Wald aus 2000 Birken, da ein Rechteck aus 200 Fichten, dort ein Dickicht aus Haselnüssen. Jeder Busch und jeder Baum ist selbstgepflanzt. »Ein Drittel seiner Zeit schläft man. Ein Drittel der Zeit arbeitet man für sein Essen. Ein Drittel der Zeit bleibt, um etwas zu hinterlassen«, sagt Ierags.

Sein Besitz würde auf jeder Bundesgartenschau bestehen, das gewaltige Werk eines Einzelnen. Wenig ist älter als 30 Jahre, denn Ierags gehört dieses Stück Land erst seit 1993. Doch das ist nur die halbe Wahrheit. Die ganze lautet: Wir haben es mit einer Wiederaneignung zu tun.

Das Land war schon einmal Eigentum der Familie Ierags. Andrejs erzählt nach dem Rundgang davon, in seinem Haus, an einem reich gedeckten Tisch. Pfannkuchen, Honig, Wurst, Tomaten, Tee, Wodka.

Andrejs war sechs, der Hof sein Zuhause, als 1943 die Front durch Lettland verlief und die Rote Armee sein Elternhaus zum Lazarett machte. »Wir zogen in den Keller«, sagt er. Was im Erdgeschoss geschah, spricht Ierags nicht aus, zeichnet es nur pantomimisch nach, mit sägenden Gesten: Amputationen von Armen und Beinen, offene Bäuche. Der Garten wurde zum Friedhof. Andrejs war acht, als es 1945 an der Tür klopfte – Ierags schlägt heute mit den Fingerknöcheln auf den Esstisch, hart und unerbittlich. Sein Vater wurde verhaftet unter dem Vorwurf, ein Partisan zu sein. Sibirien. Mutter, Sohn und zwei Schwestern blieben zurück.

Andrejs war zwölf, als es 1949 wieder klopfte – erneut schlägt Ierags auf den Tisch, die Teller springen. Europa freute sich am Frieden, vor seiner Tür standen wieder sowjetische Soldaten. Sie ließen der Familie zwei Stunden, Ierags ist ihnen bis heute dankbar: »So konnte meine Mutter Brot backen. Sonst hätten wir nicht überlebt.«

Eine Woche saß Andrejs in einem Güterwaggon. Licht sah er erst wieder in Tomsk, weit hinter dem Ural.

Die Familie wurde Opfer der »Märzdeportationen«, die Sowjets nannten sie »Operation Brandung«. In einer Welle von Verhaftungen wischten sie die alten bäuerlichen Strukturen im Baltikum weg. Innerhalb weniger Tage deportierten sie 94.779 Menschen aus Estland, Lettland und Litauen. Unter ihnen waren 27.084 Kinder, eines war Andrejs Ierags. Die Zahlen sind erhalten, weil es zum Wesen totalitärer Systeme gehört, ihren Terror stolz zu dokumentieren. Die Deportationen wurden später als Verbrechen gegen die Menschlichkeit eingestuft, wegen der vielen Verhungerten und Erfrorenen.

Ähnelt das Schicksal des lettischen Jungen Andrejs jenem des finnischen Jungen Eero, dessen Mutter über das Eis floh? Die Antwort ist: Ja, und manchmal liegt in der Wiederholung eine Wucht. Ein breiter



Anastasia ist 16. Bei den paramilitärischen »Heimattöchtern« in Estland übt sie Landesverteidigung und lernt Schießen



Noch immer fahren russische Züge von Kaliningrad nach Moskau, über Nato-Gebiet. Hier stoppt der Zug in Vilnius

Korridor voll ähnlicher Schicksale zieht sich durch Europa, über Tausende Kilometer, durch Kulturen und Sprachräume. In jedem Dorf finden sich Vertriebene und Veteranen, es reicht, auf Marktplätzen oder in Kiosken nach ihnen zu fragen. Ihre Biografien gleichen sich. Aber es sind nicht dieselben.

Dass das Leben des norwegischen Ringers Willy Bangsund ruhiger verlief als das des finnischen Bauern Eero Seppänen, dass dessen Leben wiederum glücklicher ablief als das des lettischen Deportierten Andrejs Ierags, hat viel mit Russland zu tun und oft mit wenigen kriegsentscheidenden Wochen. Der Norweger Bangsund wohnt in einem Land, das nie angegriffen wurde. Der Finne Seppänen in einem, das sich zu verteidigen wusste. Der Lette Ierags in einem, das für lange Zeit von den Landkarten verschwand.

Jetzt führt Lettland die Wehrpflicht wieder ein. Litauen gestattet Reservisten den Kauf vollautomatischer Waffen. Und Andrejs Ierags findet es richtig, dass Kinder in Estland schießen lernen. »Ich halte es mit meiner Mutter. Die sagte mir: Lieber Sohn, du musst nach Möglichkeit alles können. Dazu gehört auch das Wissen, wann du dein Können anwendest und wann nicht.« In der Verbannung wurde Ierags, seinen Schwestern und der Mutter ein Haus ohne Dach zugewiesen, sie deckten es mit Birkenrinde und Moos. Andrejs jagte Eichhörnchen, damit die Familie etwas zu essen hatte. Nach einigen Jahren starb die Mutter, das Herz. »Auf dem Sterbebett hatte sie drei Wünsche«, sagt der Sohn. »Finde den Weg zurück nach Hause. Heirate eine lettische Frau. Werde Arzt, dann kannst du Menschen helfen. Zwei Wünsche habe ich ihr erfüllt.«

Mit 28 durfte Ierags in die Heimat zurück, aber die Lettische Sozialistische Sowjetrepublik der 1960er war ihm fremd. »Ich hatte ja nur unser Haus gekannt. Jetzt war ich in Riga.« Der Hof der Familie gehörte einer Kolchose, man ließ ihn nicht ein. In Riga führte Ierags ein sowjetisches Leben, hob als Arbeiter Gräben aus, wurde Elektromonteur, entwickelte später als Ingenieur Dieselloks. Er lernte letzte lettische Gebräuche kennen: Blumensträuße für ein Rendezvous bestehen aus einer ungeraden Zahl von Blumen, Sträuße für Begräbnisse aus einer geraden. Seine erste Frau starb bei einem Autounfall, seine zweite an Krebs. Als Ierags den Hof zurückbekam, war er

56. Wieder deckte er ein Dach. Monate lang ackerte er sich durch das Land der Eltern, rodete und verbrannte Gestrüpp. Im Garten, wo die russischen Soldaten ruhen, schlug er ein Kreuz ein, als Geste der Versöhnung. Der Ofen, in dem seine Mutter eilig das Brot buk, funktioniert wieder. Ierags hat vier weitere Kamine im Haus aufgestellt. Er will nie wieder frieren.

»Mir sind bis heute zwei Hände zu wenig«, sagt er, der in einem halben Leben schon mehr als ein Lebenswerk schuf und immer noch Bäume pflanzt.

Hat er Angst, dass Geschichte sich wiederholt? »Ja.«

Es fällt nicht leicht, auch ihn zu fragen, aber wie sähe dann die Welt in fünf Jahren aus? »Meine Bäume werden stärker sein.«

In der Stube tischt Andrejs Ierags immer neues Essen auf, schenkt Wodka nach und armenischen Brandy. Er will uns nicht gehen lassen. Der Fotografin Natalia schenkt er eine alte Kaffeetasche, gutes Porzellan. Ein Stück von ihm. Als wir schließlich fahren, steht er wieder am Ende der Allee unter den Linden und winkt.

Im Bus nach Vilnius, Litauen. Flaches Land, nicht mal Hügel, die ein Heer aufhalten würden. Viele Kriegsherren wollten das nutzen, nicht immer kamen sie aus dem Osten, oft auch von Westen. Schwedens Könige. Napoleon. Hitler.

Nun wälzt sich draußen die Memel, dieser geschichtsträchtige Fluss, ganz gegenwärtig, breit und mäandernd.

Drinnen sitzt Ridvars, 17, erster Bartflaum. Demnächst steht seine Musterung an. »Ich hoffe, ich bin irgendwie krank. Crazy, oder?«

Der alte Eiserne Vorhang hatte seine Schicksalsorte und besonders gefährlichen Punkte, die Bernauer Straße in Berlin, die Fulda-Lücke – jene Stelle, an der die westlichen Alliierten den Durchbruch russischer Panzer fürchteten. Es wäre die kürzeste Strecke nach Frankfurt am Main und ins Rheintal gewesen.

Als gefährlichster Ort des neuen Eisernen Vorhangs gilt der Suwałki-Gap, benannt nach einer Stadt im nördlichen Polen. Am Suwałki-Gap sind die baltischen Staaten und Polen über einen nur 65 Kilometer schmalen Korridor miteinander verbunden. Östlich der Lücke liegt Belarus, westlich die russische Enklave Kaliningrad, gerüstet mit Überschallraketen, Kampffjets,

Atombomben. Militärstrategen zerbrechen sich den Kopf, wie ein Angriff, schlimmstenfalls eine Teilung des Nato-Gebietes zu verhindern wäre.

Litauens Hauptstadt Vilnius liegt ebenfalls in der Lücke. Am Bahnhof lässt sich beobachten, dass auch Künstler Strategen sein können. Nach wie vor fahren täglich Züge von Moskau nach Kaliningrad, ihr Weg führt durch den Gap, über Nato-Gebiet, mitten durch den Bahnhof von Vilnius. Früher hatten die Passagiere 30 Minuten zum Ein- und Aussteigen. Heute muss ihr Zug nach wie vor eine halbe Stunde an Gleis 12 stehen, damit die internationalen Fahrpläne nicht durcheinandergeraten. Aber die Türen bleiben verschlossen.

Nach Kriegsbeginn in der Ukraine liefen Tag für Tag Demonstranten zum Bahnhof und schrien den Zügen ihren Zorn entgegen. Dann hatten ein Filmregisseur und der Vorsitzende der litauischen Pressefotografen, Jonas Staselis, eine Idee. An Gleis 12 spannten sie in Höhe der Zugfenster 24 große Bilder von Kriegsfotografen aus der Ukraine auf. Abgedeckte Leichen auf Dorfstraßen, Massengräber, Schutzsuchende in U-Bahnhöfen. Neben jedem Foto steht in kyrillischer Schrift: »Auch heute tötet Putin friedfertige Menschen in der Ukraine. Sind Sie damit einverstanden?«

Der Initiator Staselis sagt: »Die russische Propaganda hat die Menschen jahrzehntelang auf Krieg eingestellt. Wir können nur anknöpfen. Und das tun wir.«

An diesem Tag wird der letzte Zug für 19.30 Uhr erwartet. Er kommt auf die Minute pünktlich. Endlos lang und stahlglänzend windet er sich in den Bahnhof. Hinter den Scheiben die Passagiere, mehr Schatten als Menschen. Es ist ein Anblick, der einem den Puls hochjagt: Man ist sich so nah und bleibt sich doch fern. Viele der Reisenden hinter den Fenstern wenden sich ab. Einige ziehen die Gardinen zu. Zwei Mädchen winken. Als sie begreifen, dass auf dem Bahnsteig eine Fotografin und ein Reporter stehen, wird aus ihrem Winken ... ja, was? Die Kinder formen eine Faust, strecken dann Zeige- und Mittelfinger. Zeigen sie das Peace- oder das Victoryzeichen? Friede oder Sieg?

Berlin–Paris, Luftlinie: 878 km.

Berlin–Suwałki, Luftlinie: 656 km.

Was emotional entlegen sein mag, ist geografisch manchmal sehr nah. Im Suwałki-Gap sieht es auch aus wie rund [→ S. 34]



Im ukrainischen Lwiw sind einige Gebäude, zum Beispiel Kirchen, mit Sandsäcken gegen Raketenangriffe geschützt



Die Programmiererin Olga ist nach Prag geflohen. In Lwiw trifft sie ihren Freund Petro wieder, der im Land bleiben muss



Kinder im estnischen Narwa. Am anderen Ufer des Flusses liegt das russische Iwangoorod

um Berlin. Sandböden, Kiefernwälder, Seen. In einem Strandbad quietschen vergnügte Kinder. In Jachthäfen schaukeln Boote. Eventuell muss man das tatsächlich noch mal schreiben: Auch hier ist die Welt farbig, und die Sonne wärmt. Europas Osten ist mehr als eine graue Verhandlungsmasse, wonach es in deutschen Talkshows gelegentlich klingt.

Ein Ufer. Ein Paar. Die Frau erzählt, sie habe kürzlich Zwillinge bekommen. Für einige Stunden kümmern sich die Großeltern. Der Kampf um die Ukraine sei so schwer zu ertragen. So nah, so grundsätzlich sei gerade alles, und die Zukunft vielleicht eine düstere.

Man weiß nie, in was für einer Welt die eigenen Kinder aufwachsen. Jetzt wissen wir, dass wir es nicht wissen.

Chełm, eine Industriestadt in Polens Osten, im Dreiländereck Polen/Belarus/Ukraine. Nicht weit entfernt schlug im vorigen Jahr eine Rakete ein, russisches Fabrikat. Weltkriegsangst, bis geklärt war,

dass es sich um ein verirrtes ukrainisches Abwehrgeschoss handelte.

Nach dem Angriff auf die Ukraine führte Polens Regierung Schießen als Schulfach ein. Die Geburtenrate im Land ist auf ein historisches Tief gefallen, was auch mit dem rigiden Abtreibungsrecht zu tun hat, das viele Frauen eine Schwangerschaft fürchten lässt. Und in Chełm, in einem ambulanten Therapiezentrum, verschlechterte sich der Zustand eines Großteils der Patienten. In langen Befragungen fanden die Psychologinnen dort heraus: Auffallend viele Erkrankte hatten kriegstraumatisierte Vorfahren. Traumata und Depressionen hinterlassen Spuren in den Genen, wenn sie länger unbehandelt bleiben. Dadurch können psychische Störungen über Generationen erblich werden.

Die Gegend um Chełm ist konservativ, katholisch. Mancher gesteht hier ungen Schwäche ein, wenn doch, dann im Gebet mit Gott. Im Therapiezentrum erinnern sie sich an einen jungen, schwer depressiven Mann, der an seinem 18. Geburtstag bei ihnen klingelte. Seine Eltern hatten

ihm vorher eine Behandlung verboten, sie fanden so etwas unnötig.

Im Angesicht des Krieges aber, sagen die Therapeutinnen von Chełm, würden die Menschen lernen, über ihre Ängste zu sprechen. In der Praxis melden mittlerweile schon Kinder ihre Eltern an, mit dem Hinweis, dass auch die Probleme haben. Ein Mann wie Putin würde das als Schwäche verspotten. Die Fachfrauen von Chełm sehen darin eine Stärke.

Wir sind gewohnt, dass dort, wo Menschenmassen zusammenkommen, meist Männer Bild und Ton dominieren, in Fußballstadien, auf Parteitagen, während internationaler Konferenzen.

In Medyka ist das anders. Hier, wo Eisenbahnlinien und Fernstraßen aus ganz Westeuropa am Kontrollpunkt zwischen Polen und der Ukraine zusammenlaufen, sind fast nur helle Stimmen zu hören. Ukrainische Frauen und Kinder, die geflohen sind, wollen kurz in die Heimat, ihre Männer und Väter besuchen, die das Land nicht verlassen dürfen. Rollkoffer.



Wer die Grenze zu Russland entlangreist, ist oft auf entlegenen, schottrigen Straßen unterwegs

Blumenkleider. Teddybären. Und all die hellen Stimmen im Gespräch mit Grenzbeamten, an Telefonen, in Wechselstuben. Jenseits der Grenze warten rostfleckige Kleinbusse. 170 Hrywnja, vier Euro, kostet die Fahrt nach Lwiw. In der Stadt machen viele Soldaten Pause von den Kämpfen im Osten. Und ihre Familien sind für einige Tage keine Flüchtlinge im Westen.

Im Bus, in der vorletzten Reihe, sitzt Olga, 32. Auf ihrem Smartphone hat sie die App *Air Alert* installiert. Sie funktioniert wie ein Regenradar, zeigt allerdings russischen Raketenbeschuss. Ob es regnen könnte, fragen sich die Menschen in der Ukraine schon lange nicht mehr.

Die App meldet: Der Himmel ist frei, in diesem Augenblick jedenfalls. Zitternd setzt sich der Bus in Bewegung. Olga zeigt Fotos auf ihrem Handy.

Am 14. Februar 2022: Skifahren in den Karpaten. Am 24. Februar 2022: Krieg. Olga ist Programmiererin. Als die Russen kamen, floh sie nach Prag und arbeitete von dort aus weiter. »Ich verdiene nach wie vor Geld. Ich habe eine Wohnung. Mir

geht es besser als den meisten«, sagt sie. Ihr Vater habe Krebs. Der Mann ihrer Cousine sei gefallen. Petro, ihr Verlobter, harre als Zahnarzt in Lwiw aus. Ihre Hochzeit haben die beiden bis auf Weiteres verschoben, es wäre kaum jemand zum Feiern da, die Freunde sind auf dem Kontinent verstreut. Jetzt hat Olga zwei Wochen frei.

»Wir werden an einen See fahren und schwimmen und schlafen«, sagt sie.

Im Bus vergeht eine erste Stunde, eine zweite beginnt, die App meldet weiter Entwarnung. Kirchen mit Kuppeln ziehen vorbei. Gärten voller Gemüse. Rohbauten, die für einen Anfang oder ein Aufgeben stehen könnten. Immer wieder Zwischenstopps auf Dörfern. Zwei Mädchen steigen zu, rosa geschminkt. Sie wollen ins Kino, *Barbie* sehen.

Dann verdichten sich die Dörfer zur Stadt. Möbelhäuser, Supermärkte, Busbahnhof. Olga reckt den Kopf. Wo ist Petro? Da! Er wartet mit einem Strauß weißer Rosen.

Im Zentrum von Lwiw verausgaben sich die Springbrunnen, alles wirkt rokokoprächtig und postkartenschön in der Stadt,

die Stoff für hundert Romane bietet. Lwiw, Lemberg, Lwow. Mal polnisch, mal habsburgisch, mal sowjetisch. Nun sind die Fenster der Dominikaner-Kathedrale wieder mit Sandsäcken geschützt. Vor der Oper stützt sich ein Soldat auf einen Stock. Überall sind Zwanzigjährige in Oliv unterwegs, auf Fronturlaub. Versonnen kraulen ihre Freundinnen ihnen den Nacken. Auf so vielen Parkbänken halten sich Paare aneinander fest. Es sind Bilder wie aus einem vergangenen Jahrhundert. Sie erzählen vom Wissen um den Wert jeder Sekunde. Von Lebenslust in Todesnähe.

Irgendwo in der Stadt ist Olga bei Petro.

Zwei Mädchen schauen *Barbie*.

Kinder spielen mit ihren Vätern.

Abends fahren die Busse zurück.

Auf die Frage, wie die Welt in fünf Jahren aussehe, hatte Olga am Bahnhof gesagt:

»*Putin isn't forever.*« Putin werde nicht ewig da sein.

Der nächste Staat, der an Russland grenzt, ist schon Georgien. Am Ende ein Flug, ein Sprung dorthin, wo Europa und



Seit russische Besatzer einen Zaun durch Georgien und den Garten von Walia Walischwili, 88, zogen, ist sie isoliert

Asien sich treffen. Wie in der Ukraine sind auch in Georgien etwa 20 Prozent des Landes von Separatisten oder direkt von russischen Truppen besetzt. Im Jahr 2008 marschierten sie von Norden kommend in die Regionen Abchasien und Südossetien ein.

Russlands Überfall auf die Ukraine führte dann zu einem Paradox: In Georgien stammen Besatzer und Flüchtlinge aus demselben Staat. Junge Russen kamen über die Berge des Kaukasus nach Süden, viele, um dem Militärdienst zu entgehen. 150.000 russische Staatsbürger sollen sich in Georgien aufhalten. Ein Telegram-Account mit dem Namen *Work in Tbilisi*, Arbeit in Tbilissi, zählt 17.000 Mitglieder. Der postsowjetische Raum erlebt einen immensen Zustrom, schätzungsweise eine Million Menschen haben Russland verlassen und sind in Länder wie Armenien, Kasachstan und eben Georgien gezogen. Manche sehen darin einen späten Triumph der Ränder. Andere fürchten eine neue Russifizierung. Die Georgier sind ein Volk von 3,7 Millionen, sie haben ihr eigenes Alphabet und eine einzigartige Sprache. Zuletzt, mit all den Neuen im Land, wuchs die Wirtschaft rasant. Die Inflation auch. Die Mieten in Tbilissi stiegen um 70 Prozent.

In der Hauptstadt bleiben die Russen weitgehend unter sich, gründen eigene Cafés, Nagelstudios, Kindergärten, Tanzschulen. Weil sie es so wollen? Oder weil sie nicht willkommen sind?

Die Fassaden von Tbilissi sind voller Graffiti. *Fuck Ruzzia! Russia is a terrorist state! Russians out!* Scheißrussland, Russland ist ein Terrorstaat, Russen raus.

In ihrem Buch *Die Grenze* schreibt die norwegische Autorin Erika Fatland: »Die Geschichte hat gezeigt, dass Völker, die einmal dem russischen Reich untertan waren, in großer Gefahr sind, wieder unter dieses Joch zu geraten.« Diese historische Herleitung bewahrheitet sich vielerorts und führt zugleich dazu, dass in Georgien alle Russen unter Generalverdacht stehen, mit dem Bösen im Bunde zu sein. Ist irgendjemand von ihnen hierher geflohen, weil er wirklich in Opposition zu Putin steht? Sind alle nur gekommen, um ihre Haut zu retten? Und wäre das verwerflich?

Abends, in den neuen Bars, sitzen lauter junge Männer beisammen, mit Basecaps, Piercings, Hipsterbärten. Manche von

ihnen wurden erst geboren, als Putin schon Präsident war. Sie sind in einem System aufgewachsen, in dem freie Stimmen verstummen. Jetzt folgen auf jede Erkundigung nach ihrer Meinung zum Krieg höfliche, aber bestimmte Absagen.

»Dies ist ein Ort, um Bier zu trinken, nicht für Politik.«

»Ich möchte hier entspannen.«

»Entschuldigung, aber meine Freunde und ich wollten über anderes reden.«

Es ist unmöglich, in den Straßen Tbilissis die eine, einzige Wahrheit zu finden. Natürlich gibt es sie in diesem Fall auch nicht.

Es sind keine 70 Kilometer hinaus aus der unübersichtlichen Situation in der Stadt hinauf ins Dorf Churwaleti. Toskanische Landschaft, sanft gewellt. Die Pflaumen sind reif, der Herbst ist da. Zwei Männer der georgischen Grenzpolizei gehen voraus, mit Kalaschnikows bewaffnet. Sie kennen den Weg, Teile der Gegend sollen vermint sein. Die Fotografin heißt jetzt Daro Sulakauri, sie trägt eine Tüte mit Medikamenten. Manchmal wird man Partei. Noch einmal geht es zum neuen Eisernen Vorhang, an die Grenze zur »Republik Südossetien«, anerkannt nur von Russland, Nicaragua, Venezuela, Syrien und Nauru. Fünf Minuten Marsch vorbei an verfallenen Höfen, dann spannt sich Stacheldraht über eine Weide, mehrere Rollen, mannshoch, voll scharfer Klingen. Dahinter ein Walnussbaum, eine Obstwiese, ein Haus mit weit auskragendem Dach und schattigen Veranden.

Minuten vergehen, bis eine alte Frau heraustritt und langsam, an einem Krückstock, zum Zaun kommt. »Besuch«, sagt sie mit brüchiger Stimme, »wie schön.«

Walia Walischwili, 88, ist hinter den Eisernen Vorhang geraten, ohne je umgezogen zu sein. Seit mehr als 60 Jahren lebt sie auf dem Stück Land, das jetzt Stacheldraht teilt. Damals heiratete sie den jungen Bauern Data, eine arrangierte Ehe, aus der Liebe wurde. Das Paar begann in einer Hütte aus Lehm, später baute Data das Haus, in Walias Augen »das schönste im Dorf«. Dass genau über ihr Grundstück eine uralte Grenze verlaufe, nur in verbliebenen, oftmals lange vergessenen Karten verzeichnet, interessierte weder Data, Georgier, noch Walia, Ossetin.

Andere schon.

Nach dem Einmarsch der Russen vor 15 Jahren kamen Soldaten zum Haus der

Walischwilis und sagten, ein Zaun werde gezogen. Das Paar habe 72 Stunden, um zu verschwinden. Data und Walia blieben. In ihrem Garten materialisierte sich der neue Eisernen Vorhang. Die Waliaschwili wehrten sich gegen die russische Expansion, im Kleinen begehrten sie gegen den großen Landraub auf. Südossetische Pässe lehnten sie ab. Zu Wahlen in Georgien schlich sich Walias Mann über den Zaun, mehrmals wurde er von den Besatzern wegen vermeintlicher Grenzverletzung verhaftet. An Feiertagen nahmen die Walischwilis über den Stacheldraht hinweg Kerzen und Blumen vertriebener ehemaliger Nachbarn entgegen und trugen sie zum alten Dorffriedhof. Der liegt wie ihr Haus jenseits des Zaunes.

Vor zwei Jahren starb Data und fand sein Grab ebenfalls dort. Seither ist Walia allein. »Data hat mich gebeten, auszuharren«, ruft sie über den Zaun. »Ich habe solche Angst, allein zu sterben. Aber ich kann nicht gehen, ich will nicht gehen. Wenn ich auf der anderen Seite sterbe, werde ich nicht neben Data begraben.«

Im vergangenen Winter stürzte Walia und lag mehrere Tage im Haus, eventuell ist ihre Hüfte gebrochen. Kein Arzt gelangt zu ihr, sie hat kein fließendes Wasser, der Garten vertrocknet, das Obst verfault. Regelmäßig reichen ihr Verwandte und Hilfskräfte Essen und Trinken über den Zaun. Die Fotografin Daro hat Schmerzmittel und Blutdrucksenker dabei.

Oft hat Walia Walischwili hohen Besuch erhalten. Abgesandte von Nato und EU kamen zum Stacheldraht, Staatschefs aus Osteuropa, Annalena Baerbock. Niemand konnte etwas ausrichten. Georgiens Präsident schnitt sich am Zaun in den Finger. Walia selbst hat keine Zeit mehr für Politik, sie ist mit Überleben beschäftigt. Ihre Kraft zu stehen, zu sprechen, ist nach einer halben Stunde versiegt. Sie wendet sich zum Gehen, winkt noch einmal und sagt: »Ich wünsche den Menschen alles Gute.«

Walia Walischwili, 88.

Viljar Hanssen, 19.

Eine greise Frau an einem Stacheldrahtzaun in Georgien.

Ein junger Mann auf einem Wachturm in Norwegen.

Zwischen den beiden liegt nur ein Land.